

Philosophen als Berater

Kein Urlaub

Charles, so nennen wir einen Akademiker im besten Mannesalter, verliert – durch Selbstmord – einen „nahestehenden Menschen“, ebenfalls männlichen Geschlechts. Charles gerät in eine tiefe Lebenskrise, in deren Verlauf er zeitweilig hospitalisiert wird. Seine beruflichen Aktivitäten, vorher offenbar erfolgreich, gehen dabei in die Brüche. Wie wird eine philosophische Beratung in diesem Falle aussehen? Renate von Morstein, Emerita der kanadischen Calgary-Universität und eine der Pionierinnen der „Philosophischen Praxis“, bemühte in ihrem Vortrag in Bergisch Gladbach Nietzsche und Wittgenstein: Die „Bejahung unvermeidlicher Ungewißheit“ fordere die Tugend des Mutes. Sterblichkeit insbesondere, eine „ontologische Unsicherheit“ schlechthin, dürfe nicht verdrängt werden: „Ein mutiger Mensch hat grundlegenden Respekt für die Wirklichkeit und ist daher bereit, im engsten persönlichen wie im globalen Bereich Urteile und Werte zu suspendieren und einer Gegebenheit mit unabänderlicher Aufmerksamkeit zu begegnen.“

Nicht alles an dieser Falldarstellung überzeugte. Was für eine Beziehung zu dem „nahestehenden Mann“ mochte es gewesen sein, so fragte sich der Zuhörer, die Charles' Leben derart dramatisch veränderte? Erst später erfuhr man, daß es sich bei dem Selbstmörder um Charles' Bruder handelte. Aber war dann der Hinweis auf ontologische Strukturen, auf Sterblichkeit als solche, wirklich noch überzeugend? Hätte nicht ein Blick in die Familiengeschichte hier einen konkreteren Kristallisationspunkt des Gedankens ermöglicht? Aber dann wäre auch die Lösung nicht mehr schlicht in philosophischen Lehrmeinungen der Tradition vorzufinden gewesen.

Es ist die Crux der „Philosophischen Praxis“, die sich auf ihrer vierten internationalen Tagung darstellte, daß nicht wenige Beiträge ihre Befunde eher der Philosophiegeschichte entnahmen, als sie aus der konkreten Situation zu entwickeln. Im Zweifelsfall hielt man sich an die approbierte Terminologie. Daß die Lebenswelt an sich schon, unausgesprochen, von den Adern der Philosophie durchzogen ist, daß Analysen, wie sie Sartre in „Das Sein und das Nichts“ am Phänomen des Klebrigen formulierte und Lévinas am Phänomen der Schlaflosigkeit, in der philosophischen Beratungspraxis an der Zeit wären, fand hier eher am Rande des Symposiums ein Echo. Ein slowakischer Diskussionsbeitrag über die Metaphorik des Wassers, der an Gaston Bachelard angeschlossen (Zdeňka Kalnická), ging in diese Richtung. Auch die überaus schöne, sich jeder Übertreibung enthaltende Falldarstellung von Simon du Plock, einem jungen Analytiker der existentiellen Richtung. Eine amerikanische Gaststudentin, die, in Großbritannien eingetroffen, sogleich um die Miete

betrogen worden war, ließ sich im „sokratischen Gespräch“, das du Plock mit ihr führte, darauf ein, ihre mißliche Erfahrung in ein Bildungserlebnis umzuwerten.

Aber auf die Psychoanalyse sind die philosophischen Praktiker der strengen Observanz nicht gut zu sprechen. Gerd B. Achenbach, der Matador der neuen Richtung, in dessen Heimatort der Kongreß nicht zufällig stattfand, sieht sich in der Rolle des Unzeitgemäßen, der der „Anspruchshaltung“ der Gegenwart Paroli bietet: Nicht das bloße Wohlbefinden könne das Ziel der philosophischen Beratung sein, auch nicht die „psychische Befindlichkeit“, die, wie Achenbach glaubt, der Psychoanalyse als einziger Maßstab vorschwebt. Er stimmte das Publikum auf die Tugenden ein, das Leithema der Tagung: Anders als in den Therapien werde hier nicht Hedonismus empfohlen und dem Patienten der nächste Urlaub nahegelegt. Man gehe in der philosophischen Beratung vom handelnden Menschen aus: „Diese Aufgabe ist es wert, dies könnte etwas Sinnvolles sein.“

Bei der Tagung mischte sich vieles, dem man eine gemeinsame Zukunft nur mit Vorbehalten wünschen möchte. Neben den Ordnungsrufen wider den Zeitgeist, neben den professionellen Beratern, teils aus der Industrie, teils aus der Welt der Schulverwaltungen, kamen die unvermeidlichen eklektischen Esoteriker zu Wort („Logos kann man dann auch übersetzen mit Tao ...“). „spirituelle Übungen“ wurden angeboten nur für solche, die nicht mit skeptischen Vibrationen das „Setting“ zu stören beabsichtigten. Der Leitton war ein buberisierter Aristoteles, Tugendlehren wurden durch dialogische Verfahren abgefedert. Saccharinsüße Positivität, eine „deformation professionelle“ der Therapeutenzene, gibt es leider auch hier. Aber auch Philosophen, denen man mit Gewinn zuhörte. Shlomit Schuster (Jerusalem) versuchte, ganz gegen den Haupttrend der Beiträge, eine Rettung biographischer Diskontinuität, wie sie in der religiösen Konversion vorliegt. Einige der interessantesten Beiträge kamen von Philosophen, die nahe an den medizinischen Institutionen arbeiten: Von dem Norweger Anders Lindseth die bewegende Analyse einer mißglückten Wiederbelebung, von Narifumi Nakaoka (Osaka) eine systemtheoretisch orientierte Darstellung der Helfer-Paradoxien. Eindrucksvoll sprach Klaus Dörner, der ehemalige Leiter des Psychiatrischen Landeskrankenhauses Gütersloh.

Was er vortrug, war ein Resümee seiner lebenslangen Bemühung, die „Krankengeschichte“ in „Lebensgeschichte“ umzudenken, selbst unter den Bedingungen extrem erschwelter Kommunikation. Auch Dörner berief sich auf Philosophen des Nach-Existentialismus. Aber hier konnte man sehen, wie groß der Abstand zwischen Erfahrung und Ideologie sein kann. Nach all den Euphemismen, die man zuvor gehört hatte, warf Dörner ein, daß selbst der verständnisvollste Zuhörer dazu neige, dem anderen die eigenen Einsichten aufzudrängen, ihn „vollzuquatschen“. Solche drastisch-realistische, selbstkritische Haltung war die Ausnahme auf diesem Kongreß.

LORENZ JÄGER